

Laibacher

Ueber Kalobiotik.

Von

Heinrich v. Pittrow.

(Separatabdruck aus der Laibacher Zeitung.)

Laibach.

Druck und Verlag von Ign. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

1870.

65 φ 703991



201313341

Gegenstand der Kalobiotik ist, wie bekannt, das Schöne im wirklichen Leben — somit nach der Etymologie dieses aus dem alten Griechischen neu gebildeten Wortes: „Die Kunst schön zu leben.“

Obwohl es nun für so Manche schon eine schöne Kunst ist, überhaupt zu leben, so mag es allerdings noch kunstvoller scheinen, schön zu leben — und dennoch ist dem nicht so — denn selbst der Schöne oder die Schöne leben noch nicht schön — nicht kalobiotisch, wenn ihnen die Götter auch schon in der Wiege Apollo's und der Venus herrliche Gestalten und liebliche Züge verliehen haben; das wahrhaft ästhetische Leben muß das Verbindungsglied zwischen dem Guten und Nützlichen, der Genuß muß ein nachhaltender, dauernder, wiederholungsfähiger, Geist und Sinne fesselnder sein — die Grenzen müssen festgestellt und der Gebrauch ein allgemeiner werden, ohne deshalb in Oetroyirungen auszuarten; die individuelle Freiheit, die gewissenhafte Berücksichtigung der Umstände und Verhältnisse müssen gewahrt sein und trotz der Banden, trotz der Fesseln die vollste Freiheit herrschen.

Die Kalobiotik kann trotz ihres aristokratischen Ursprungs, dem sie als ästhetische Lehre angehört, doch nur eine constitutionelle Monarchie sein — die Patrizier müssen so gut als die Plebejer mit Sitz und Stimme in ihrem Parlamente vertreten sein — nur mit dem

Unterschiede, der freilich jede dieser parlamentarischen Verhandlungen vereinfacht und erleichtert, daß es keine Rechte und keine Linke, keine Regierungspartei und keine Opposition gibt, sondern nur ein Centrum, unser Herz mit seinem angeborenen oder anerzogenen, herangebildeten Orange nach dem wahren Schönen.

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken:
 Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken;
 Um recht zu handeln, gab sie ihm das Herz.

Blumauer.

Ich sage unser Herz, obwohl die Anatomen und Pathologen oder besser die pathologischen Anatomen das arme Herz schon längst unter die Depossedirten, unter die Entthronten versetzt und sein Herzkammersystem nur für den Transit der Gefühle bestimmt haben, während die Quellen für Export und Import weitab liegen. — Das Herz hat sein Freihafensystem auch eingebüßt, wie so viele andere Stapelplätze, aber was es jetzt als Entrepôt leistet, kann, wenn vernünftig und ästhetisch geregelt und überwacht, weit mehr fruchten als seine frühere Freiheit.

Nichtsdestoweniger ist dem depossedirten Herzen, wie das schon so Sitte ist, sein Titel geblieben und Alt und Jung, Reich und Arm, Ignoranten und Gelehrte, Herrscher und Knecht, nennen das Herz doch noch immer „Majestät,“ beziehen jedes Gefühl auf seinen Einfluß, seine Macht, leiten die Quellen aller Empfindungen aus seinen Tiefen und lassen alle Bäche, Flüsse, Ströme und Katarakten unseres Gefühls in diesen Ocean münden.

Wie wir unseren kleinen unbedeutenden Planeten, die Erde, noch immer die Welt nennen; wie wir unter Himmel ganz etwas anderes verstehen als der Astronom; wie wir Feuer, Wasser, Luft und Erde noch immer fälschlich „Elemente“ nennen, wie wir göttlich und himm-

lich Alles heißen, was uns scheinbar nur einige Zolle über die Erde hebt, und wunderbar alles finden, was wir nicht begreifen oder erklären können: so schieben wir alle unsere Regungen dem Herzen zu, machen es zum Alpha und Omega unserer Gefühle, unserer Inspiration, unserer Apathie, unserer Begeisterung und unserer Abspannung, unserer Freude und unseres Schmerzes, unserer Lust und unseres Leides, unserer Heiterkeit und unseres Trübfinns, unserer Heldenthaten und unserer Kündereien, unserer geistreichen, witzigen Einfälle und unserer armfeligen Dummheiten.

Da unser Herz im Tage 115.200 Schläge macht, da es unter allen Organen das zähste, das dauerhafteste ist, — da es, wenn auch von tausend Stürmen durchtobt und von unserer frühesten Kindheit an verwendet, gebraucht, mißbraucht und mißhandelt, doch auch im höchsten Greisenalter seinen Dienst nicht versagt, ja bei der Autopsie des Herzens sich keine Spur von Verbrauch, von Abnützung zeigt, während andere Organe und Glieder, selbst die lebensfähige Zunge, im hohen Alter an Leistungsfähigkeit verlieren, da das Herz einer zarten Jungfrau in der anatomischen Zergliederung ganz so frisch wie jenes der alten Kamelien-Dame dasteht: so wollen auch wir es in Berücksichtigung seiner Dauerhaftigkeit noch als Functionär betrachten und ohne Rücksicht auf die neuen richtigen Lehren auch in der Kalobiotik mitspielen lassen, und es noch mit dem Titel „Eure Majestät“ ansprechen, obwohl wir wissen, daß es kaum mehr in unserer Organisation, unserer Constitution zu den verantwortlichen Ministern zählt.

Das sogenannte Herz also, das sich im Seelenleben so vorzudrängen weiß, das sich durch sein ungestümes Pochen so bemerkbar macht — manchmal so zudringlich, so unwiderstehlich wird, daß wir unwillkürlich

darnach greifen — und vergessen, daß es nur der Tunnel ist, durch den die Züge unseres Hirnes brausen. —

Dies arme Herz spielt eben in der Kalobiotik eine sehr wichtige Rolle, und es muß ebenso wie der Kopf am rechten Flecke sein, wenn wir in der Kunst schön zu leben, excelliren und als wahre Kalobioten dastehen wollen; denn eigentlich ist es doch der Manometer oder Dashmeter — der Druck- oder Dichtigkeitsmesser, der die Spannkraft und Expansion unseres Geistes, unserer Gefühle, unserer Seele authographisch anzeigt — und eben als solcher wichtiger Theil unseres Organismus nicht unbeachtet bleiben darf.

Das Herz, sagt Möring in seinen sybillinischen Büchern, bleibt doch die stärkste Feder, das Herz allein treibt zum Großen und Edlen; das Herz trieb Columbus, Amerika zu entdecken, — denn, daß es noch einen Continent geben müsse, war auch andern Gelehrten und Gescheidten als Vermuthung klar, aber dennoch entdeckte ihn keiner. Das Herz trieb Alexander an den Indus, Hannibal nach Rom, Peter den Großen nach Saardam und Pultawa, Napoleon von den Pyramiden an die Moskwa, Humboldt vom Himalaya zum Chimborasso; es schwoll zur Weltgeschichte in Dantes divina commedia; es klagte in Petrarca, es begeisterte Camoens, Sheakspeare, Schiller und Göthe, und auf Rafael's Palette mischte es die Farben. Das Herz trieb Winkelried in die Spieße, spannte Wilhelm Tell's Bogen, es stählte Luthers Muth. Das Herz lehrte Kepplern Hungers sterben für die Himmelstochter Astronomie, und das Herz sprach unter den zuckenden Schmerzen der Tortur durch Gallilei's Zunge die Worte: Eppure, si muove! Das Herz ist es, das alle Märtyrer der Wahrheit, der Freiheit und Liebe zu Heroen macht, ohne Erlaubniß der Polizei. Die dümmste Bäuerin ist in ihrem Herzensinstincte, der Mutterliebe, poe-

tischer, empfindungsreicher und sublimer, als eine sterile Königin. Das Herz war die Größe einer Jeanne d'Arc, einer Charlotte Corday, einer Maria Theresia und ihres Sohnes Josef.

Die pathologischen Anatomen mögen es wie immer classificiren, Hand auf's Herz, es existirt als Triebfeder, und wenn es hämmert und pocht, kann Niemand seinen Einfluß bezweifeln oder leugnen.

Leider gibt es auch eine gewisse Herzensträgheit, die sich eben in der Kalobiotik sehr fühlbar macht und eine Apathie, eine Abneigung gegen alles Aufregende zur Folge hat. Wie es eine Verkücherung der Aorta gibt, so scheint es auch eine Erschlaffung zu geben. Hier muß die inertia durch das kleine Wort „Ich will“ besiegt werden, von dem Halm so richtig sagt:

Ich will, das Wort ist mächtig,
Spricht's einer ernst und still;
Die Sterne reißt's vom Himmel,
Das kleine Wort: Ich will.

Die Kalobiotik, als Lehre von der Verschönerung des Lebens, zerfällt daher nach Wilhelm Bronns Eintheilung: 1. in die auffassende und 2. in die gestaltende.

Die auffassende Kalobiotik hat die Aufgabe, eine schöne Ansicht vom Leben zu gewinnen, und begreift daher das wirkliche Leben — d. h. die ganze Sinnenwelt und das Ideenleben, wozu alles Wißbare und Wissenswerthe gehört.

Die auffassende Kalobiotik bildet somit den leichteren Theil, da Auffassen immer leichter als Gestalten ist, und Auffassen immer dem Gestalten vorangehen muß. — Schöne Auffassung des wirklichen Lebens oder des Ideenlebens ist die Aufgabe aller schönen Künste, ist selbst eine schöne Kunst, die gepflegt und geübt werden muß.

Die darstellende Kalobiotik kann ohne die auffassende gar nicht gedacht werden. Stellen wir uns, um beide vereint zu versinnlichen, einen Menschen vor, der früh Morgens (alle Kalobioten stehen gerne früh auf) aus seiner Wohnung in eine schöne Gegend tritt, die sich aber im Glanze der Morgen Sonne badet — von diesem Bilde inspirirt, Pinsel und Palette zur Hand nimmt und es auf die Leinwand zaubert, später bei Betrachtung der gelungenen Skizze ein Gedicht auf den dämmernden Tag, z. B. „Morgengruß“ betitelt, schreibt, und weil es kurz und poetisch gefaßt, sich für ein Lied, für ein Ständchen eignet, das Gedicht in Musik setzt, oder daß drei verschiedene Kalobioten diese 3 Leistungen übernehmen, kurz, daß derselbe Eindruck Stoff zu einem Bilde, zu einem Gedichte und zu einer Sonate gibt: — so haben wir die auffassende und darstellende Kalobiotik in ihrer vereinten Wirkung. Auffassung und Darstellung ergänzen sich somit — und es handelt sich nur, beides zu erlernen.

Je geläufiger uns die Auffassung wird, desto kalobiotischer gebildet sind wir. — Die schönen Künste — Malerei Sculptur, Musik, Dramatik, Poesie und sogar der Tanz liefern uns die praktischen Beispiele, die verläßlichsten Anhaltspunkte für das Studium und machen uns urtheilsfähig.

Da das menschliche Urtheil aber größtentheils doch nur auf dem Vergleiche beruht, da wir meistens ohne zu wollen, ohne zu wissen, ja oft ohne es zu fühlen Parallelen ziehen, und z. B. groß nur das nennen, was uns neben dem Kleinen so vorkommt, nur das als schön erklären, was als Antithese des Häßlichen unseren Sinnen schmeichelt, ja unsere Sinne selbst, an solche unwillkürliche Vergleiche gewöhnt, gefesselt sind, so liegt im schnellen, richtigen Parallelenziehen oder Vergleichen die Basis für

das Urtheil und für die Kritik. — Antonio in Göthe's Tasso sagt mit Recht:

Wenn unser Blick was Ungeheu'res sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still;
Wir haben nichts, womit wir es vergleichen.

Das Bessermachen — dort, wo wir tadeln, ist durchaus nicht bedingt — und Beurtheilung wie Kritik gleichen in dieser Hinsicht ganz dem Schleifsteine — der selbst weder schneidet noch sticht, aber doch eine Klinge scharf und spitzig macht. Jedes Kind kann, sobald es Denk- und Sprachvermögen besitzt, zu unserem Richter und Recensenten werden, und wenn wir ihm ein Spielzeug, eine gebrochene Puppe schlecht repariren, werden wir den gerechten Vorwurf hinnehmen müssen, ohne daß der kleine Recensent im Stande wäre, es besser zu machen.

In der auffassenden Kalobiotik spielt also das richtige Urtheil eine Hauptrolle — freilich muß man von Jugend auf dazu angeleitet und für das richtige Urtheil erzogen werden. Und nicht die Lichtseiten allein des Lebens bieten schöne Ansichten, das wäre, wie man es im gemeinen Leben nennt, die epikureische, die ausschließend genußsüchtige Auffassung, und dadurch unterscheidet sich der Kalobiot vom Bonvivant, welcher bloß dem sinnlichen Genuße leichtfertig nachjagt, die Schönheit des Lebens einseitig auffaßt und die Zahl und Classe seiner Genüsse dadurch verringert.

Die Schattenseiten des Lebens, das Herbe in der menschlichen Existenz, gehört zum Bilde, erhöht die Lichteffecte und stellt den Geschmack des Süßen und Angenehmen erst recht heraus. Ist man einmal Kalobiot, so weiß man alles im Leben leichter zu ertragen. — Bewundert man wirklich mit Hingebung, mit Rührung einen schönen Sonnenaufgang, eine mit Frühlingsblüthen

überfüete Gegend, die windstille, glänzende See in ihrer bezaubernden Ruhe, ein rieselnder Wasserfall: so wird uns ein Sturm mit jagenden Wolken, eine tief eingeschnittene Winterlandschaft, das Meer mit schäumenden Wogen, ein Katarakt oder ein feuerspeiender Vulkan — dieselbe Bewunderung abgewinnen; — die langsam einherkriechende Schnecke wird unsere meditative Aufmerksamkeit so gut fesseln, als der kühne Stoß des Adlers über unserem Haupte; der Funke, den wir dem Feuersteine entlocken, wird uns ebenso freuen, wie der elektrische, der als zerstörender Blitz, mit rollendem Donner begleitet, aus den Wolken niederzüngelt. Auf die Beobachtungsgabe, auf die unmittelbar damit verbundene Reflexion kommt es somit an — und je größer, je zahlreicher diese sind, desto größer, desto zahlreicher sind unsere Genüsse.

Das scharfe Auge aber, das solche Genußstellen entdeckt, die angeborene Geschicklichkeit, der feine Rüssel, der sie tropfenweise aufzusaugen versteht, den muß uns die Natur als köstliches Geschenk verleihen, oder es muß eine sorgfältige, rationelle Erziehung den Sinn in uns wecken, läutern, kräftigen und, was das verlässlichste ist, zur Gewohnheit machen. Die teutonischen Racen sind in dieser Beziehung die geübtesten — aber ihre Beobachtungsgabe wird leicht zur Grübeleien, zur gelehrten Speculation, * das formt dann speciellcs Studium und gehört zur subjectiven Kalobiotik, welche Anderen nur wenig Genuß verschafft, während die lateinischen Racen,

* Mephisto sagt im „Faust“:

Ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier auf grüner Haide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings herum liegt schöne, grüne Weide.

Faust, I. Th. 1. Act.

besonders der Franzose und Italiener, schnell und scharf beobachten, ihre Entdeckungen gern und in gefälliger, ja beredter, oft sogar enthusiastischer Art mittheilen, ohne sich in weitere Studien und Forschungen einzulassen. Das ist die objective Kalobiotik, die auch Anderen Genüsse verschafft und die eben durch die bereitwillige Communicative zur Lehrerin wird.

Die objective Kalobiotik hat im Gegensatz zur subjectiven also auch die Lust der Production für sich, — der objective Kalobiot wird sich nicht lange bitten lassen, um uns ein Gedicht, das ihm selbst gefällt, zu declamiren — ein Lieblingslied vorzusingen, oder irgend eine andere Fertigkeit, sei sie zu was immer für einem Zweig der schönen Künste gehörig, zu produciren und dadurch die Gesellschaft angenehm zu beschäftigen. Man thut Unrecht, wenn man solcher Productionslust die Eitelkeit als Motiv unterschiebt, der eigene Genuß ist oft der Grund, der Andern Genüsse verschafft, und die Gesellschaft kann solchen Leistenden nur dankbar sein, während die verschlossenen Vielwisser kalobiotische Egoisten sind, die ihr Talent vergraben, statt es durch die reichsten Zinsen, durch den Mitgenuß, zu verwerthen und zu Zinseszinsen zu erhöhen.

Auch hier hat der Altmeister Göthe recht, wenn er sagt:

Mann mit zugelnöpften Taschen,
 Thut dir Niemand was zu lieb?
 Hand wird nur von Hand gewaschen,
 Wenn du nehmen willst, so gib!

Freilich spielt hier wieder der Geschmack die Rolle des Tyrannen, er verfolgt, uns angeboren, jeden unserer Schritte wie unser Schatten. Ueber den Geschmack läßt sich auch beinahe gar nichts feststellen — der Geschmack bleibt ganz Geschmacksache, um so mehr, als nicht blos

unser Gaumen, sondern jeder unserer Sinne individuell gestaltet ist, so daß dem Einen das köstlich mundet, was dem Anderen Ekel erregt — der Eine das für Hochgenuß erklärt, was der Andere perhorrescirt — nach dem strebt, was der Andere vermeidet, das wünscht was der Andere fürchtet — das segnet was der Andere verflucht.

Uebrigens eine glückliche, zweckmäßige, heilsame und auf die Erhaltung des Geschlechtes klug berechnete Einrichtung, diese Verschiedenheit des Geschmacks, da der Conflict unabsehbar, unberechenbar sein würde, wenn der menschliche Geschmack coincident und bei Allen gleich wäre, wenn Alle gleich begeistert für Poesie, für Musik — für Tanz — für dieselben Speisen und Getränke — für dieselben Spectakel, für Moschus-, Patschouli- oder Knoblauchdunst schwärmen würden, ja wenn nur dieselben Menschen, abgesehen davon, daß es Damen sein könnten, als Idole auf denselben Altar gestellt würden. Hat doch in dieser Beziehung schon die Mythologie der Alten diese Nothwendigkeit erkannt und vorgesorgt, indem sie in der Götterhierarchie eine gewisse Rang- und Dienstordnung einfuhrte, die Protectorate je nach Bedürfniß, ja nach Geschmack möchten wir sagen, vertheilte, die Bittschriften, Gesuche, Klagen, Oden und Hymnen der Dichter dem Apollo zur Erledigung zuwies, während Merkur z. B. sich mit Börsengeschäften und dem Postamte befaßte — Mars, Pluto, Vulcan wieder anderen Ministerien vorstanden, Venus und Diana weibliche [Angelegenheiten] der zartesten Natur schlichteten oder auch, wie es bei Processen zu gehen pflegt, statt zu schlichten, verwickelten, was besonders im Departement Venus bei ihren vielen Unterabtheilungen, von der Anadhomene, Aphrodite, Amathusia, Cythere, Urania bis zur Pandemos oder der Bulgivaga und Kalliphgos nur zu oft vorkam; und hat das spätere Zeitalter nach dem Heiden-

thume nicht demselben Principe gehuldigt und wurde in unserem Legendarium nicht auch St. Crispinus für die Schuhmacher, St. Otto für die Schuhflecker, St. Georg für die Cavalerie, St. Josephus für die Tischler, Santa Cecilia für die Musikanten, St. Nicolaus für die Seeleute und die Santa Barbara für die Kanoniere, St. Rochus gegen die Pest, St. Florian gegen das Feuer, St. Hieronymus und St. Martin die Patrone des Weines als Ersatz für den alten Bacchus, St. Antonius von Padua für verlorene Sachen, St. Tobias für die Todtengräber, Antonio Sammatei für die Barbieri, St. Silvestro für die Köche, St. Omobono di Cremona für die Schneider, St. Concordia für die Ammen (mit und ohne Heb-), St. Pietro für die Fischer, St. Valmar für die Kutscher, St. Giosia für die Kerkermeister und St. Cyriacus sogar für die Scharfrichter und Henker, endlich St. Augustin für die Buchdrucker und Setzer, natürlich nachträglich, da die Buchdruckerkunst erst 1000 Jahre nach seinem Tode erfunden wurde — in Italien haben sogar die Quagliatrici di latte, also die Butterfabricantinnen und Milchverpantfcherinnen in der heiligen Julie ihre Beschützerin — als Protectoren, Beschützer und Patrone angestellt?

Der Geschmack wurde also respectirt und ohne diese zarte Rücksicht kann es keine Kalobotik geben.

Der Dichter Marsano schildert uns in einer poetischen Erzählung, die er „Ein Zusammentreffen auf dem Berge Karmel“ betitelt, die verschiedenen kalobotischen Tendenzen von vier Nationen. Dieses noch nie veröffentlichte Gedicht dürfte hier am Platze sein, weil es eben die Freiheit und Verschiedenheit des Geschmacks beleuchtet.

Ein Zusammentreffen auf dem Berge Karmel.

Von Marsano.

Auf dem Karmel, in dem Kloster,
Hat einmal des Zufalls Macht
Ganz verschiedene Personen
Abends unter Dach gebracht.

Singend kamen zwei Franzosen,
Springend über Stock und Stein,
Leichter Sinn und leichte Kleider,
Geist mouffirend, wie ihr Wein.

Witzeln über einen Bergsturz,
Dem sie kaum entronnen sind,
Eines Abendteuers denkend
Mit dem Beduinenkind;

Reden lachend von dem Blitze,
Der beinah' den Baum gefällt;
Leicht selbst mit dem Tode spielend,
Leichtsinnige Herr'n der Welt. —

Zwei langweilige Gestalten,
Dünn und mager, traten ein,
Ueberdruß in den Gesichtern —
Mußten Engländer sein.

Setzten sich und sprachen wenig,
Blickten selten in die Höh',
Gähnten — seufzten auch zuweilen,
Weil noch fertig nicht der Thee. —

Großer Lärm erhob sich draußen,
Als käm' an ein Regiment,
Das, in heft'gem Zank begriffen,
Wild zu heißem Kampf entbrennt.

Doch es waren nur zwei Männer,
Die erschienen, und zum Glück
Nur von Seidenwürmern sprachen
Mit solch' heftiger Mimik.

Wollten nicht dem Führer zahlen,
Was contractlich ausgemacht,
Weil er fünf Minuten später
Sie an Ort und Stell' gebracht.

An dem Lärmen, hellen Stimmen,
 Der Bewegung mit der Hand,
 Hatte leicht in diesen Fremden
 Italiener man erkannt.

D'rauf erschienen noch zwei Männer,
 Hustend, fröstelnd, klein geblickt,
 Als ob alle Wissenschaften
 Sie mit ihrer Last erdrückt.

Grüne Brillen auf den Nasen,
 Voll von Schriften ihr Kameel,
 Röcke, Mäntel, Regenschirme,
 Drunter Westen von Flaueil.

Raum im Haus - gleich Tintenfässer
 Schon zur Hand, dann schrieben sie
 Ueber dieses Landes Lage,
 Völker und Dekonomie.

Aßen auch dabei beträchtlich,
 Tranken mitgebrachten Wein,
 Rauchten Meißnerköpfe -- mußten
 Deutsche Schulpedanten sein. --

Auf dem Teppich in der Ecke
 Saß ein alter Muselman,
 Schweigsam, mit gekreuzten Beinen
 Sah er sich das Treiben an.

Rauchte ernst mit langen Zügen
 Seine Pfeife, mit der Hand
 Seinen langen Bart sich streichend,
 Lehnt' er still dort an der Wand.

Von den Franken ward der Türke
 Laut und schonungslos verlacht
 Ob dem Ernste seiner Mienen,
 Seinem Schweigen, seiner Tracht.

Und sie wollten in der Kammer
 Es dahin noch bringen schon,
 Daß man diesen Türken gebe
 Chart' und Constitution. "

Dort die beiden Italiener
 Stritten mit einander heiß,
 Ob man nicht erzeugen könne
 Käse auch hier zum türk'schen Reis?

Und sie konnten nicht begreifen,
 Daß nicht Maulbeer hier statt Birk'
 Und Cypressen cultivire
 Solch ein ungläubiger Türk'.

Trotz dem kalten stolzen Gleichmuth
 Waren doch voll inner'n Hohn's
 Auch die beiden blaffen, langen,
 Stummen Söhne Albions.

Und sie dachten ihrer Meetings,
 An den Clubb — das Parlament,
 Konnten gähnend nicht begreifen,
 Das man Türken Menschen nennt.

Uns're Schulpedanten rauchten,
 Schnupften — stritten nebenbei,
 Wie das Land zu acquiriren
 Und der Türk' zu taufen sei?

Ob als Christ er Lutheraner,
 Ob katholisch werden muß --
 Doch sie brachten nicht Politik
 Und nicht Religion zum Schluß.

Da allmählig ward es stiller,
 Denn die Nacht brach tief herein --
 Die verschied'nen Nationen
 Schließen endlich alle ein.

* * *

Morgen ward's. -- Wie Dufte und Nebel
 Lag es dämmernd auf der Welt,
 Ueber die zum fernem Meere
 Ausgespannt das Himmelszelt.

Und die Schatten schwanden mählig,
 Roth im Osten glomm's empor,
 Und von tausend glüh'nden Rosen
 Wölbte sich das Sonnenthor!

Frischer Lebenshauch ergießt sich
 Von den Bergen tief ins Thal,
 Die walden Wälder rauschen
 Ihren mächtigen Choral.

Und das Licht streut seine Strahlen,
 Ein Verschwender, rings umher,
 Eine Krone, lag die Sonne
 Dort auf purpurrothem Meer —

Und des Klosters Glocken klingen
 Weit hinüber in das Land;
 Orgeltöne Kunde bringen,
 Daß ein neuer Tag erstand. —

Die zwei Franken schleichen leise
 Einer jungen Fellach nach,
 Die, den Krug auf ihren Schultern,
 Niederwandelt zu dem Bach.

Albions Söhne dehnen schläfrig
 Ihre langen Glieder aus,
 Klagen einsilbig und gähnend,
 Daß kein Comfört in dem Haus' ;

Finden, daß das Brot nicht frisch ist,
 Und der Thee wie trock'nes Heu,
 Daß die Lond'ner Clubtaverne
 Besser als der Karmel sei.

Unten sind die Italiener
 Mit halb Syrien im Krieg,
 Jeder mäkelte um die Preise,
 Eh' er noch sein Pferd bestieg ;

Finden Alles viel zu theuer,
 Finden, daß man sie geprellt,
 Daß die Menschen Räuberhorden
 Und Betrug die ganze Welt.

Uns're deutschen Philosophen
 Trugen schon hinab ins Thal
 Thermometer, Barometer,
 Instrumente ohne Zahl.

Sie verfolg'n in Höh'n und Tiefen
 Himmels und der Erde Spur,
 Und berechnen philosophisch
 Alle Schritte der Natur.

Untersuchen Luft und Wärme
 Stundenlang — auch Gras und Stein —
 Ob sie wohl noch je bemerkten
 Blumenduft und Sonnenschein?

Um den Karmel ward's lebendig,
 Laut der Karavauen Troß,
 Das Kameel hob seine Bürde
 Und den Boden stampft das Roß.

Zum Tumulte wird das Lärmen,
 Jede Sprache zum Geschrei —
 Bis das Zeichen tönt, daß alles
 Zu der Reise fertig sei. —

Unten in der Berge Schluchten
 Zieh'n die Schatten noch der Nacht, —
 Oben nur die grünen Zinnen
 Sind zum neuen Licht erwacht. —

Dortem ragt ein einz'ler Felsen
 Ob dem Land hinein ins Thal, —
 D'rauf ergießt die junge Sonne
 Ihren ersten Morgenstrahl. —

Dortem stand — wie goldumflossen —
 Tief versunken im Gebet
 Neuer Muselman vor Gottes
 Wunderbarer Majestät!! --

Beugt sein Knie und schaut gen Osten,
 G'rad der Sonn' in's Angesicht,
 Die mit ihren ersten Strahlen
 Durch die Morgendämm'ring bricht.

Dankt dem Allah — daß er wieder
 Licht und Wärme ihm geschenkt,
 Während jeder von den Andern
 Sich als Herrn der Schöpfung denkt.

Die Schönheiten durch Vergleiche und Unterschiede herauszufinden, wird also die Hauptaufgabe der Kalobiotik. Am meisten tragen hiezu, wie wir bereits gesagt, Künste bei, denn an ihnen können wir die schöne Lebensauffassung am besten lernen; die Verbindung aber zwischen der poetischen und praktischen Auffassung des Lebens darf hiebei nie außer Acht gelassen werden und die bloße Schwärmerei gehört gar nicht hieher. So schwer auch manchmal die Grenzen zwischen der Poesie, die freilich immer eine reelle Basis haben muß, und zwischen der hohlen, gehaltlosen Schwärmerei zu ziehen sind, so wird man die Flamme des Idealen doch immer an ihrer Wärme erkennen, und diese zu erhalten, soll in jeder Familie eine Lebensaufgabe sein. Der Stand, die Classe, die Condition haben da keinen Einfluß — sie ändern das Genus des Idealismus nicht — sondern nur die Species. Wo ausschließlich der Geschmack für Geld, Putz, Kleiderschmuck, Equipagen, Logen und andere dergleichen Luxusbedürfnisse vorherrscht, wo man den äußeren Glanz, sei er nun wirklicher Reichthum oder bloß Sand in die Augen, zum einzigen Streben, zur Lebensaufgabe macht: da wird, da muß die Flamme des Idealen verlöschen, da wird Ignoranz, diese perennirende Wucherpflanze, Wurzel fassen, dem goldenen Kalbe alles geopfert, und man schämt sich weit eher über ein etwas aus der Mode gekommenes Kleid, als über einen unorthographischen Brief, über eine schlechte Handschrift oder Unkenntniß der gewöhnlichsten Lehrgegenstände unserer Schulen. — Vom Idealismus allein kann man nicht leben, denn nicht jede Bildung verschafft Brot und Ehrenstellen — das Leben aber ohne geistige Anregung, ohne höheren Seelengenuß ist kein Leben, gleicht der thierischen Existenz, und der Reiche, dem die Mittel geboten sind, kalobiotisch zu genießen, steht, wenn er trotz seiner Gedankenfreiheit ohne Gedanken ist — als Bett-

ler verachtet neben dem Armen da, der in seinen Kenntnissen, in seiner Bildung, in seinen tausend Mitteln zum geistigen Genusse eine Welt zu seinen Füßen hat, die er benützt, ja dominirt blos durch Kalobiotik, während der Ignorant mit all seinen Crösus-Schätzen ein Sklave ist, der von seinem Schneider oder von der Marchande-des-Modes, vom Friseur, vom Koche, vom Kutscher abhängt, die ihm, wenn es den Künstlern beliebt, daß Leben verbittern und ihn unglücklich machen können.

Dem Poeten, der bei der Theilung der Erde zu spät kommt und dem Jupiter zum Troste sagt:

Was thun? — die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein,
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, soll er dir offen sein —

dem Poeten konnte Zeus als reichliche Entschädigung für alles Irdische, das er verlor, den Himmel antragen — was würde ein Anderer damit angefangen, welche Verlegenheit würde ihm der Herr des Olymps damit bereitet haben, wenn er verlorne materielle Interessen mit Idealen hätte aufwiegen müssen. Was hilft mir der Himmel, hätte der Materielle ihm geantwortet.

Was soll ich thun mit deinem schönen Himmel,
Wenn ich Elysiums Sprache nicht versteh',
Und wenn ich ohne meine Vollblut-Schimmel
Vielleicht dort gar zu Fuße geh'.

Wenn die Bedienten ohne Goldlivreen,
Die Cherubs keine Opernjäger sind,
Und wenn wir dort nicht nach der Mode gehen,
Und unser Aug' für das Balletcorps blind.

Ambrosia mag und Nectar freilich munden,
Fasteten aber mit Champagner zieh' ich vor,
Die Geistesplagen habe ich empfunden,
Sib die Genüsse mir, die ich verlor.

Gib schöne Kleider mir und Equipage,
Die Dummen sind dann meines Lobes voll,
Und rette mich vor häufiger Blamage,
Wenn mit Vernünft'gen ich verkehren soll.

Was helfen mir Ideen und Gedanken,
Mit denen oft der Menschentrost sich quält,
Mit Gold und Flitter will ich mich umranken,
Es glänz' die Schale, wo's am Kerne fehlt.

Ein untrügliches Zeichen kalobiotischen Sinnes ist somit die Achtung vor Kunst und Wissenschaft. — Künstler und Gelehrte gehören in der menschlichen Gesellschaft zu den Aristokraten, ihnen gebührt als „Ritter vom Geiste“ überall der Vortritt, jede Classe der Gesellschaft wird durch sie geadelt und geehrt und der Kaiser, der des Malers Pinsel vom Boden aufhob, der König, der einem Humboldt den Ehrenplatz in der Hofloge einräumt, der Czar, der den Astronomen Struve vor allen Ministern, trotz ihre Sterne an der Brust, als den Kenner der Sterne am Himmel auszeichnet, Napoleon, der Madame Staël aus der Menge herausucht und begrüßt: ehren und erheben nur sich selbst, indem sie sich zu Knappen jener Ritter vom Geiste erniedrigen. Je weiter die Civilisation vorschreitet, desto weniger Classen wird es auch in der Gesellschaft geben. Hatten die alten Inder* die Gesellschaft in 4 und die Egyptianer in 7 Classen Priester, Soldat, Rinderhirten, Schweinshirten, Gewerbetreibende, Nilschiffer und Dolmetsche getheilt, so genügt es unserer Zeit schon, sich in 2 zu trennen, Aristokrat und Bürger, und wie kaum fühlbar sind eben durch die allgemeine Bildung, durch die in alle Schichten der Gesellschaft eingedrungene Cultur, wie kaum fühlbar sind diese Trennungslinien geworden, so daß sich die Gesell-

* Inder, Brahmanen, Krieger, Visas (Gewerbetreibende), Sudras (Diener), ähnlich den Farias und Pouliahs (Skaven) der Hindus-Race.

schaft eigentlich heutzutage schon ohne Rücksicht auf Stammbaum, Paß, Condition und Confession beinahe nur in zwei Classen theilt, in Gebildete und Ungebildete. Diese Vertheilung von Licht und Schatten wird und muß aber ewig bestehen, so lange es überhaupt menschliche Gesellschaften gibt, so lange die Leistungsfähigkeit des Talentes, des Wissens unser Geschlecht belebt, so lange der geniale Funke erleuchtet und erwärmt, so lange der geistige Genuß, der immer frische, immer wiederkehrende, unversiegbare Quell des Seelenlebens, bleibt, so lange es Menschen gibt, die stundenlang vor einem schönen Bilde sitzen, zehnmal ein gutes Gedicht lesen und hundertmal eine geistvolle Sonate anhören können. — Solche Aristokraten werden immer die Angelpunkte der Gesellschaft sein — ihr Interesse am wahrhaft Schönen wird der echte Mäcenatismus werden, von dem man kein Geld, keine Unterstützung verlangt, nur den Sinn für die Leistung, nur die Attraction, die Theilnahme, die Sicherheit zu fesseln, und darum hat Schiller recht, wenn er behauptet:

Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thu'n, edle mit dem, was sie sind,

und da das Wort Aristokrat vom Griechischen Aristokratia kommt und „Regierung der Edelsten“ bedeutet, — Wissen und Können aber das Edelste sind, das den Menschen der Gottheit nähert, so wird die Gesellschaft in ihren beiden Classen dem Aristokraten sein geistiges Adelsdiplom je nach seinem Wissen ausstellen und den Fürsten ihren Serenissimus-Titel, wie es ursprünglich war, nicht nur mit „Erlaucht“ und „Durchlaucht“ — sondern mit dem mehrsagenden Prädicate „Erleuchtet“ verleihen.

Nächst der Kalobiotik, die das wirkliche äußere Leben zum Gegenstande hat — wird die Kalobiotik des

Ideenlebens die unentbehrliche Gefährtin. Was die eine als Naturkalobiotik leistet, liefert die andere als Kulturkalobiotik. Alles, was wir denken, fühlen, was unsere Phantasie uns malt, gehört dahin, das ganze Ideenleben des Menschen, mag es nun durch einfache Lebenseindrücke oder durch Gedankencombination angeregt werden.

Diesen Grundsätzen gemäß rufen wir daher dem Mindergebildeten zu: Strebe vom Leben angenehm zu denken, dem geistigen Aristokraten hingegen: strebe vom Leben schön zu denken, d. h. sei auffassender Kalobiot. Beide werden, wenn sie diesen Aufruf gehörig beherzigen, immer mehr verstehen und würdigen lernen, und der Mindergebildete wird in dem Maße, als er an Bildung zunimmt, das Bedürfnis fühlen, in dem Angenehmen, was er sucht, zugleich auch Genuß und Befriedigung für seinen Verstand und für sein Gefühl zu finden, d. i. allmählich das Schöne aufzusuchen. Dieses Ziel erreichen wir am ersten, wenn wir so viel als thunlich allen Dingen, worüber wir denken, die schöne Seite abzugewinnen suchen. Die beste Lehrerin bleibt hierin die Poesie. Sind doch die meisten Gedichte im Grunde nichts als Schilderung kalobiotischer Lebensauffassung. Malen sie einfache Lebenseindrücke, so gehören sie zur Naturpoesie, schildern sie hingegen Eindrücke mit Combinationen, Betrachtungen, kurz mit einem complicirten Ideenspiele, fallen sie in die Sphäre der Kulturpoesie. Daher gibt es auch Natur- und Kulturkalobiotik.

Thyrische und epische Poesie gehören somit zur Naturpoesie, da sie nur Eindrücke schildern, wie die Naturkalobiotik es auch nur mit schöner Auffassung solcher Eindrücke zu thun hat, — während die Kulturkalobiotik wie die Kulturpoesie das ganze Leben in allen seinen Erscheinungen zum Gegenstände hat.

Geben wir im gewöhnlichen Leben auf den Sprachgebrauch Acht, so finden wir, daß, wenn die Leute etwas interessant nennen, sie damit im Grunde nichts anderes sagen wollen, als daß es poetisch, daß es schön sei, d. h. sie fühlen darin das poetische, das gut zusammengestellte fesselnde Element. So wird das Wort „interessant“ von einer Person wie von einem Buche, von einem Gesichte wie von einem Drama, von einer Situation im Leben wie von einer Gegend gebraucht — und doch brauchen Person, Buch, Gesicht, Drama, Situation und Gegend nicht eigentlich schön zu sein — aber fesseln müssen sie den denkenden Menschen, das Gesicht muß z. B. einen Ausdruck haben, der uns zwingt, es länger zu betrachten und darüber nachzudenken, die Gegend muß nicht blos mit allen Schätzen der Natur überladen eine regelmäßige Schönheit sein — aber sie muß unsere Phantasie einladen, sich herumzutummeln, zu betrachten, zu untersuchen, zu entdecken, wie jenes Gesicht, das nicht schön genannt werden kann, aber uns den Ausruf „interessant“ entlockt und uns eine Idylle, einen Roman erzählt, während die wirkliche Schönheit wie eine Fensterscheibe ist, durch die wir auf etwas weit Fesselnderes blicken als sie selbst ist. Somit hat das beinahe eingebürgerte Fremdwort „interessant“ keine andere Bedeutung, als anziehend, einnehmend, reizend, fesselnd, so zwar, daß nicht alles Schöne, was sich uns darbietet, klar zu Tage liegt, sondern mehr oder minder errathen werden muß, zum Studium anregt und je tiefer man indringt, desto mehr Schätze ausliefert. Schönheit ist z. B. beim weiblichen Geschlechte allerdings die Angel; Grazie, Bildung, Geist hingegen sind der Köder. Nur dumme Fische beißen an die Angel ohne Köder — sehr kluge schnappen den Köder weg, ohne an der Angel hängen zu bleiben. — Ein Bild, das bis in das kleinste Detail scharf ausgepinselt ist, wo Bäume, Häuser zc.,

die in weiter Ferne liegen, ganz ebenso wie jene des Vordergrundes behandelt sind, wird einen widerlichen Eindruck machen, ebenso widerlich wie ein mathematisch gehaltenes Gedicht — das uns jedes Studiums, jedes Nachdenkens überhebt und daher unsere Phantasie als überflüssig erklärt und müßig bei Seite liegen läßt. Um wie viel reizender ist da ein Bild, das sich nur mit dem Vordergrunde befaßt und die Ferne durch leise Andeutungen der Phantasie überläßt, — um wie viel anziehender ist die Poesie in einer rhapsodischen Skizze, als ein in alle Einzelheiten und Nebenumstände eingehendes descriptives Gedicht, dessen Logik und Vernunftgründe und Schlußfolgerungen uns langweilen, weil man unserem eigenen Witz den Hochgenuß entzieht, die Moral der Fabel, des Pudels Kern, wie Faust sagt, selbst herauszufinden.

Wer am Meere wohnt und vor seinen Fenstern täglich dasselbe Bild, denselben Golf, denselben Wasserspiegel erblickt, der sich entweder bis an den Horizont ausdehnt, oder von fernen Gebirgen und Inseln begrenzt wird, läuft keine Gefahr, sich an diesem Bilde zu übersättigen, tausend und tausend male wird er dasselbe betrachten, sinnend betrachten und immer bewundern. Wäre statt der glatten Ebene des Wasserspiegels eine ebenso große Wiese, ein Acker, eine ungarische Puszta, eine russische Steppe, eine amerikanische Prairie, eine afrikanische Wüste oder ein Eisfeld vor seinen Blicken aufgerollt, und blieben diese so unverändert, wie das früher erwähnte Meer, oder hätten sie auch die kleinen Variationen an Farbe und selbst an Bewegung, an Beleuchtung und Scenerie, wie sie das Meer zuweilen bietet: Wiese, Feld, Steppe, Puszta, Prairie und Wüste würden uns sehr bald langweilen und die Sehnsucht nach Abwechslung in uns erregen. Und der Grund dieses verschiedenen Eindruckes liegt nur in dem mehr oder

minder Interessanten, das uns der Anblick des Meeres bietet, das Verschwiegene, Mystische, das unsere Phantasie provocirt, das uns zum Nachdenken, zum Studium einladet, das uns auf den Gedanken bringt: wie mag es unter jener glatten Fläche, auf der sich der Himmel spiegelt, über der sich die Möven tummeln, aussehen, was mag es für eine Welt in jenen Tiefen geben — ist dort Leben und Tod — Liebe und Haß, Luxus und Elend, Armuth und Reichthum, Licht und Schatten ebenso vertheilt, wie bei uns? Diese Fragen stellt man sich unwillkürlich beim Anblicke der spiegelglatten See, und es fällt uns nicht ein, unsere Phantasie in ähnlicher Weise beim Anblicke einer Prärie, einer ungarischen Puszta oder einer Wüste zu beschäftigen. Darum ist der Anblick des Meeres „interessant.“ — Und wenn erst die leichte Brise seinen Spiegel in kleine zierliche Wellen kräuselt, wenn sich die Wolkenschatten an sonnenhellen Tagen auf seine smaragdgrüne Fläche legen, oder wenn der Sturm es peitscht, Wellen aufthürmt und Schiffe mit vollen Segeln darüber wegtanzen — und wenn die Nacht es umhüllt und der Mond sein Silberlicht herniedergießt, oder die dunklen Wolken der niederzüngelnde Blitz zerreißt — und das graufige Dunkel blendend erhellt: — — erinnert das nicht wieder an die Physiognomie, die wir früher interessant nannten, ohne schön zu sein, in der sich Freude und Schmerz, Heiterkeit und Trauer, Liebe und Haß, Windstille und Sturm so magisch gestalten, ja ahnen lassen, wenn sie auch im Momente nicht sichtbar sind?

Und wie ein verschleierter Gegenstand immer mehr Reiz hat, wenn ihn die Phantasie umspielt, wie uns alles im Leben mehr fesselt, wenn wir noch etwas zu erwarten, zu errathen, zu entdecken haben, als wenn alles

offen vor uns liegt: so gibt uns die Kalobiotik als erste Regel den Satz:

Sauge am Leben mit Lippen der Biene,
 Suche den Honig, den alles dir heut;
 Freude, die gibt's auch in Mitte der Leiden,
 Wenn man die Mühe des Suchens nicht scheut.
 Wer sich auf Forschen versteht, der entdeckt;
 Wie das Metall im Schoße der Erde —
 Ist oft die Freude im Schmerze versteckt.

In diesem Suchen und Auffinden liegt aber der kalobiotische Genuß.

Wir wollen hier nur an Hildebrandts, Rottmanns, Calame's herrliche Landschaften erinnern, deren Total-eindruck ein so mächtiger ist, ohne daß diese Maler sich mit Details befaßt hätten, und ebenso geht es im Style in der Poesie und in der Prosa. Wir wollen hier einige Gedichte vergleichen.

Kreislauf des Weines.

Aus der Traube in die Tonne,
 Aus der Tonne in das Faß,
 Aus dem Fasse dann, o Wonne,
 In die Flasche und in's Glas.

Aus dem Glase in die Kehle,
 In den Magen durch den Schlund,
 Und als Blut dann in die Seele,
 Und als Wort dann in den Mund.

Aus dem Worte etwas später
 Formt sich ein begeistert Lied,
 Das durch Wolken in den Aether
 Mit der Menschen Jubel zieht.

Und im nächsten Frühling wieder
 Fallen dann die Lieder fein
 Nun als Thau auf Reben nieder,
 Und sie werden wieder Wein.

Karl Holtei.

Wie detaillirt, bis in das Einzelne zergliedert, ist hier der Proceß, den der Wein durchmacht, während weit weniger Worte genügt hätten, um Alles klar zu schildern, ohne Alles zu sagen.

Als Gegenstück finden wir besonders bei Heinrich Heine die geniale Skizzirung des Gedankens, wo dem Leser durch wenige Anhaltspunkte Alles klar wird und die kalobiotische Auffassung der angeregten Phantasie überlassen ist, z. B. wie klar wird der Gedanke, die schauerliche Abicht in folgenden wenigen Worten:

Am Kreuzweg wird begraben,
 Wer selber sich bracht' um,
 Dort wächst eine blaue Blume,
 Die Armesünderblum'.

Am Kreuzweg stand ich und seufzte,
 Die Nacht war kalt und stumm,
 Im Mondenscheine winkt mir
 Die Armesünderblum'.

Wie viel ist da nicht gesagt mit wenigen Worten, wie klar ist der schauerliche Selbstmordgedanke hingestellt, ohne ausgesprochen zu sein; um wie viel weniger wirksam wäre das Gedicht, wenn ihm noch eine Strophe beigegeben wäre, z. B.:

Ich hülle mich in meinen Mantel
 Und blicke rings herum,
 Wie süß mag sich's hier ruhen
 Mit Ciankalium!

Eines der herrlichsten Gedichte in diesem Style, ein wahres Meisterstück, ist:

Wer nun kränkt dich, schöne Rose,
 Wer verletzt der Liebe Pflicht?
 Der dich wellen läßt im Moose,
 Ober der dich liebend bricht?

und der „Der arme Thoms“ von Joh. Falk. — Eine Essenz, ein double extrait von Gedanken, der Stoff zu einem mehrbändigen Roman ist hier in 5 Strophen zusammengefaßt und durch die Wiederholung beinahe derselben Worte so ergreifend erzählt. Das ganze Gedicht zählt in 5 Strophen eigentlich nur 32 Worte, aber wie meisterhaft sind sie zusammengestellt, wie die sieben Noten der Musik.

Der arme Thoms.

Thoms saß am hallenden See,
Ihm that es am Herzen so weh',
Da klagten der Nachtigall Töne:
Helene!
Helene!
So klagte der Nachhall am See.

Thoms saß am hallenden See,
Ihm that es am Herzen so weh',
Da sangen ein Klaglied die Schwäne:
Helene!
Helene!
Antworteten Winde vom See.

Thoms saß am hallenden See,
Verblaßt ist die Wange zu Schnee,
Verstegt ist die brennende Thräne;
Helene!
Helene!
Rief dumpf aus den Tiefen der See.

Ich folge, o hallender See,
O kühle das brennende Weh',
Ob lachend die Welt es verhöhne;
Helene!
Helene!
Rief leise verhallend der See.

Wer wandelt so spät noch am See
Und seufzet: o weh' mir, o weh',
Wer bist du, einsame Schöne?
Helene!
Helene!
Such' Thoms im wallenden See!

Joh. Falk.

Ganz falsch bleibt daher in der gesunden Lebensphilosophie, die sich jeder bewußt oder unbewußt selbst bildet, die Nothwendigkeit des klar zu Tage liegenden Genusses, davon es so wenige im Leben gibt und worüber Mephisto in Göthe's Faust (2. Theil 1. Aufzug) so richtig sagt:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn;
 Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
 Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
 Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
 Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
 Was ihr nicht münzt, das, meint' ihr, gelte nicht.

Es gibt Menschen, die blos in der Vergangenheit leben, wie man es oft unter älteren Leuten findet. Die wiederholten Parallelen, die sie zwischen ihrer längst vergangenen Zeit und der Gegenwart ziehen, sind un- wahr und werden anderen und ihnen selbst lästig; — un- wahr, weil sie mit ganz anderen Augen sehen, von einem falschen Standpunkte Alles betrachten und ver- gessen, daß sie selbst jung waren; — lästig, weil sich die Zeit, in der sie lebten, nicht zurückzaubern läßt in unsere wilde Jugend, die Denkungsart so wenig als die Mode, weil sich die Zeiger einer Uhr nicht nach rückwärts bewegen lassen, ohne die Uhr zu verderben. — Es gibt wieder Menschen, die blos in der Zukunft leben, ungestüme Progressisten — meistens junge Leute, bei denen der Schwerpunkt vor die Füße fällt — und die gleichsam gezwungen sind, nach Vorwärts zu drängen. — Es gibt endlich Menschen, die in der Gegenwart, aber in einer erträumten Welt, leben und eben in Folge ihrer Schwärmerei die Gegenwart verlieren. Die langen Mückenflügel — das Libellenartige ihrer kranken, un- praktischen Phantasie hindern sie am Gehen, am Schritt- halten mit den andern vernünftigen Wesen; sie sind im

Leben immer entweder einen Sprung voraus oder einige Schritte zurück — aber nie in Reich' und Glied mit ihrer Zeit. Sie kennen das größte Geheimniß nicht: die Würdigung, den Werth der Gegenwart. Darin liegt eben das große Princip der Lebensphilosophie, das wohl zu beherzigende Geheimniß der echten Poesie, der echten Kalobotik. — Nur von diesem Standpunkte ausgehend, kann das Leben gedeihen, sonst ist es bodenloses, verderbliches, nichtiges und ewig unbefriedigtes Streben nach Rückwärts oder nach Vorwärts. Weit entfernt, im Auffinden eines vernünftigen Lebensgenusses zum Epikuräer, im üblen Sinne des Wortes, zu werden, erlauben wir uns doch den Vergleich mit einem Menschen, der zu einer reichgedeckten Tafel geladen ist.

Der Zukunftschwärmer entschuldigt sich bei dem gastfreundlichen, allgütigen Herrn des Tisches, indem er sagt: Ich werde morgen besser speisen. Der in der Vergangenheit lebende Alterthümmer und Bewunderer der guten alten Zeit — schlägt das herrliche Mahl aus und sagt: Ich habe gestern viel besser gespeist, und beide sind zum Hungern verurtheilt, der erste nagt an seinen Hoffnungen, der zweite an seinen Erinnerungen, und so setzt sich nur derjenige heitern Sinnes zu Tische, der den Zweck des irdischen Daseins erkennt; wer das Leben kalobotisch aufgefaßt hat, der findet dann auch immer, was ihm mundet. Aber rasch muß man leben, keine Minute verlieren, so daß man in jedem beliebigen Momente von der Bühne abtreten kann, und so arbeiten, als ob man noch ein Jahrhundert zu leben hätte.

Rasch entschweben,
 Lieb und Leben;
 Darum eben
 Müßt ihr streben,
 Rasch zu leben.

(Frei nach Beranger.)

Solche Genüsse bieten sich im materiellen wie im Ideenleben — und selbst die Poesie, die Blüthe des Ideenlebens, kann keine echte sein, sobald sie mit einer richtigen Lebensphilosophie nicht im Einklange steht — und insoferne sie uns zur möglichsten Verschönerung unserer Ansichten über das ganze Dasein des Menschen verhilft, ist sie die höchste Potenz der auffassenden Kalobiotik. Aber selbst die Poesie muß sich auf der goldenen Mittelstraße bewegen, denn Rückert sagt:

In allen Leben ist ein Trieb
 Nach unten und nach oben ;
 Wer in der rechten Mitte blieb ,
 Nur der ist zu beloben.
 In Hochmuth überheb' dich nicht
 Und lass' den Muth nicht sinken :
 Mit deinem Wipfel reich' in's Licht
 Und lass' die Wurzel trinken.

An ihrer Hand, immer vorausgesetzt, daß sie nicht in Schwärmerci, d. i. in unrichtige, mit dem wirklichen Leben nicht im Einklange stehende Scheinpoesie ausartet, gelangen wir dahin, auch im täglichen Leben den Dingen ihre schöne Seite abzugewinnen, ohne vorläufig erst durch ein Gedicht darauf aufmerksam gemacht zu werden, d. h. wir bilden unsern angeborenen Sinn für poetische Lebensauffassung immer mehr aus, oder wir werden immer mehr auffassende Kalobioten. Denn nicht Jener allein ist ein Dichter, der gute Verse macht oder sich überhaupt mit Poesie befaßt und schön in Reimen singt, o nein: poetische Auffassung in schlichter Prosa, die unser Ohr nicht durch den wohlklingenden Vers, durch den Reim, durch den Rhythmus besticht, sondern den ungeschliffenen Diamanten des kräftigen Gedankens, des wahren, warmen, tiefen Gefühles unserem Herzen zuführt, ist wahre Poesie — ja, und:

Vielleicht ist Der der größte
 Im weiten Dichterland,
 Der seine Sprache immer,
 Zu arm für Dichtung fand.
 Er fühlt den Duft der Blume
 Und ist davon entzückt,
 Und läßt sie harmlos blühen,
 Sie welkt, wenn er sie pflückt.
 Das sind die schönsten Lieder,
 Für die kein Wort genügt,
 Um deren zarte Glieder
 Kein Reimgewand sich fügt;
 Die tief in uns erklingen,
 Und still in uns verweh'n
 Und doch zu denen dringen,
 Die liebend uns versteh'n.

Jul. Sturm.

Drei wichtige Dinge stehen übrigens jedem Kalobioten oft hinderlich im Wege: Sitten und Gebräuche, die sogenannten Complimente und die Mode. Alle drei können sehr hochmüthig, sehr tyranisch auftreten — aber auch hier gilt das alte Dictum, daß die Gefnechteten immer die Schuldtragenden bei Tyranei sind:

Viel Klagen hör' ich oft erheben,
 Vom Hochmuth, den der Große übt;
 Der Großen Hochmuth wird sich geben,
 Wenn un're Kriecherei sich gibt.

Bürger.

Und so kostet es auch hier nur den festen Willen, sich nicht zu fügen, und der Standpunkt ist überwunden. Nehmen wir z. B. aus dem Capitel Sitten und Gebräuche den Gruß der verschiedenen Nationen heraus — oder unsere Anrede — Titel! — Ohne das Sinnlose: Wie befinden Sie sich? wie geht's; come sta?

comment vous portez vous? How do you do? befritteln zu wollen, da es dem alten lateinischen Quomodo vales — so ziemlich gleich kommt, endlich doch nur eine Ouverture zum Discurse einer Ansprache ist und es auch Völker gibt, die sich mit der Frage „Wie schwißen Sie?“ begrüßen, ja es nur zu oft vorkommt, daß der Fragende, der sich so angelegentlich um unser Befinden erkundigt, die Antwort gar nicht abwartet, sondern uns gleich seine eigenen Leiden in B-moll vorjammert: so bleiben eben diese Grüße doch nur eine Redensart, unter denen das deutsche „Gott zum Gruße, Gott grüße Dich“ — vielleicht die gehaltvollste, die herzlichste ist:

Gott grüße dich! kein and'rer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit,
Gott grüße dich! kein and'rer Gruß
Paßt so auf alle Zeit.

Gott grüße dich! wenn dieser Gruß
So recht von Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott' der Gruß
So viel wie ein Gebet.

Jul. Sturm.

Wer von uns hat das speciell österreichische „Ich küß' die Hand“ nicht oft belächelt — es datirt wohl noch aus einer ritterlichen Zeit — ist aber sehr degenerirt, hat heute zu Tage vielleicht nur seinen Werth, wenn der Handkuß wirklich angewendet, wenn er nicht auf das Hirsch- oder Ziegenleder des Handschuh's applicirt, der leicht schwebende Steg zu dem jenseitigen Ufer noch unerreichter Wünsche wird?

Wer hat unter all' den tausend Lebensfällen nicht einmal wenigstens einer Dame den Arm geboten, und einmal wenigstens die Vorschrift nicht übel gefunden, daß sie am rechten Arm geführt werden muß — wo

durch man so über den Schlag und Schall ihres Herzens schneller in's Reine kommen kann. — Wer hat die Freude über einen herzlichen Händedruck nicht schon empfunden, und hat im Gegensatz nicht das Peinliche, Unheimliche einer Hand gefühlt, die uns kalt alle fünf Finger ohne den leisesten Druck entgegenstreckt? Um wie viel herzlicher, einfacher ist diese Begrüßung durch einen Händedruck, die sich allmählich einbürgert und die wir den Engländern verdanken, als die früheren und leider noch üblichen Knixe auf Pest=Quarantaine=Distanz?

Verbannen wollen wir sie also nicht, diese unentbehrlichen Formen und Formeln der menschlichen Gesellschaft; aber die minder vernünftigen möchten wir anpassender machen — einfacher stellen, sie im kalobotischen Sinne auf ein Minimum beschränken, in gewisse Grenzen verweisen, denn wie Metastasio der Kaiserin Maria Theresia sagte, als sie ihm seine Freimüthigkeit vorwarf: *Maestà, la nostra vita é troppo curta, per perdere il tempo con complimenti!*

In Deutschland, England und Frankreich haben sich Gesellschaften gebildet, die es sich zum Zwecke machten, das Hutabnehmen auf der Straße gänzlich abzubringen. Beim Militär besteht dieses Privilegium; die Damen, obwohl sie eben jetzt gar keine Hüte tragen, sondern nur Stirnblenden, erscheinen in der Gesellschaft, ja selbst in der Kirche mit dem Hut auf dem Kopfe; der Priester fungirt am Altare mit seinem Käppchen: warum soll der Gruß, der Ausdruck der Verehrung auf der Straße bei Wind und Regen im Hutabnehmen bestehen? Hätte so ein unterthäniger Diener, wenn er gnädig befragt wird, wie er sich befinde, nicht mit dem Hute in der Hand das Recht zu antworten: Ich danke, bisher gut — aber morgen wird mich ein böser Schnupfen quälen!

Oder sieht es wirklich besser aus, wenn einer, mit dem Hute bis zur Erde gebeugt, eine Betrügerstellung, die uns immer verführt, einige Kreuzer in den Hut zu werfen, mit fliegenden Haaren seine Versicherung der Ergebenheit, der Freude, des Respectes ausdrückt, oder im Regen barhaupt die stereotype Phrase: Wie befinden Sie sich? vorbringt, oder auf diese Frage, unter einer Dachrinne stehend, mit der Lüge antworten muß: Ich danke, recht gut!

Wie viel vernünftiger ist da nicht der Gruß des Orientalen, der mit seiner Hand aufeinanderfolgend Herz, Mund und Stirne berührt und sein „selam aleikum,“ der Friede sei mit Euch, weihervoll spricht und durch seine Pantomime sagen will: Im Herzen, im Munde und im Gedanken trage ich Dich! Er nimmt sein Fez oder seinen Turban vor keinem Großen der Erde und auch in der Moschee nicht ab und denkt vielleicht, wie der bekannte Wiener Sonnleitner, der von dem Segen spendenden Erzbischofe aufgefordert wurde, seinen Hut abzunehmen, und erwiderte:

Ist der Segen gut,
Dringt er durch den Hut,
Ist der Segen schlecht,
Sitzt der Hut ganz recht.

Wenn man bedenkt, daß die Erde auf ihrem Wege um die Sonne, den sie in Einem Jahre beenden und 130 Millionen Meilen zurücklegen muß, sich mit einer kaum denkbaren Schnelligkeit bewegt und in Einer Secunde mehr als 4 deutsche Meilen macht, sich während dieses Fluges durch den Weltraum, der jenen einer Kanonenkugel übertrifft, gleichzeitig mit einer bedeutenden Schnelligkeit wie ein Quirl um ihre eigene Achse dreht und jeder Punkt ihrer Oberfläche in jeder Secunde Rotation auch 5 deutsche Meilen zurücklegt; wenn man

bedenkt, wie unangenehm uns schon der Luftzug in einem Waggon der Eisenbahn berührt, wenn wir während der Fahrt den Kopf zum Fenster hinausstrecken, wo dieser im Vergleiche zur Schnelligkeit, mit der sich die Erde in der Eklyptik bewegt, wie eine Schnecke kriecht und in einer Stunde der schnellsten Fahrt nicht so viel Weg zurücklegt, als die Erde in einer Secunde; wenn man diesen Wirbel von Zugluft bedenkt, in dem wir uns befinden und dann noch Minuten lang mit dem Hute in der Hand stehen sollen und vielleicht ein Regen mit Bora auf einen Ehrfurcht gebietenden Kahlkopf niedergepeitscht wird — wer sollte da das Hutabnehmen noch als einen kalobiotischen Gruß erklären und dafür in die Schranken treten wollen?

Warum sollten wir also die Complimente, die sich nach und nach so unabänderlich in unsere Sitten und Gebräuche eingeschlichen haben, unter deren Joch wir seufzen, nicht auch ein wenig kalobiotisch reformiren, umsomehr, als ihr Einfluß so mächtig geworden ist und sie, obwohl von Menschen geschaffen, sich zu einer Höhe und Macht emporgeschwungen haben, von der sie Gesetze dictiren und ihre eigenen Schöpfer mit drohend geschwungener Geißel zum Gehorsam rufen.

Wenn wir diese verschiedenen Abarten von Gebräuchen kosmopolitisch betrachten, so finden wir in ihnen das sonderbarste Gemenge, so daß sogar Einiges, was hier als Ehrenbezeugung gilt, dort als Beleidigung betrachtet wird.

Unser Klatschen mit den Händen ist nur im Theater und ähnlichen öffentlichen Productionen gestattet, einem Prediger, der seine Aufgabe noch so glänzend löst, darf nur das tiefste Stillschweigen, mitunter auch Geschluchze, häufiges Schneuzen, den Beifall bezeichnen, wodurch sich freilich auch gleichzeitig diejenigen Sünder verrathen,

deren corde sensible sein Wort von der Kanzel berührt hat.

Das Pfeifen, das besonders in Italien so häufig als Zeichen der Mißbilligung angewendet wird, gilt auf allen Kriegsschiffen als Ehrenbezeugung, und noch großartiger und überraschender ist der Gruß mittelst Kanonenschüssen, die einem hohen Gaste zu Ehren bei seinem Scheiden von einem Kriegsschiffe nachgefeuert werden. Dieser donnernde Gruß gehört zu den Complimenten der ersten Classe. Die Zahl der Schüsse richtet sich nach dem Range des Gastes — aber auch hier können Schmeicheleien mit Kanonen vorkommen und ein paar Schüsse über die Gebühr ad captandam benevolentiam gegeben werden. Was sind solche überzählige Schüsse anders, als ein etwas tiefer als gewöhnlich abgenommener Hut; was dort der Neigungswinkel des Hutes ausdrücken soll, das sagen hier zwei Kanonen.

Zu Sitten, Gebräuchen und Complimenten gehören natürlich auch die Titel.

Abgesehen davon, daß es noch immer Leute gibt, denen es nicht unangenehm ist, mit einer höheren Titulatur angesprochen zu werden, als ihnen gebührt, wodurch die Etymologie des Wortes Titel von „titillare,“ das im lateinischen „kizeln“ bedeutet, gerechtfertigt ist, und dieses titillare meistens von einem wohlgefälligen Lächeln begleitet ist, so gibt es unter den europäischen Sprachen wohl nirgends mehr solcher Anredetitel, als im Deutschen und Italienischen.

Engländer und Franzosen haben diesen unnützen Ballast in jüngster Zeit ganz über Bord geworfen, aber der Italiener gefällt sich noch immer in seinen Superlativen: Charissimo, Colendissimo, Onorevolissimo, Reverendissimo, Ornatissimo, Rispettabilissimo, Illustrissimo, während der Deutsche mit der Art seiner Geburt coquettirt und bald wohlgeboren, hochgebo-

ren oder hochwohl- und edelgeboren sein will, und sich nicht beleidigt, nicht gekränkt fühlt, wenn er auch auf einem Anschlagzettel des Hippodromus Renz die Worte liest: „Der weiß geborne Schimmelhengst Almanzor“ — weil auch der Deutsche meistens weiß geboren wird.

Diesen leider angeborenen Unsinn zu entfernen, braucht es nur einen Coalitions-Beschluß der Vernünftigen — Vernünftigen gegenüber, und wie ähnliche Titel aus den Telegrammen verschwunden sind, weil sie Geld kosten, so werden sie auch aus den Briefen verschwinden und Jedermann, dem kein Adels- oder Würden-Titel gebührt, wird zufrieden sein, wenn man ihn mit „Herr“ anspricht, wenn wir auch das „gnädige Frau“ beibehalten wollen, da Madame nicht deutsch und Frau allein zu einsilbig ist und Madame nur mit „meine Dame“ übersetzt werden könnte, was doch endlich nur für die „Herzdame“ paßt. — Ist doch auch das höchste Wesen, der Allmächtige mit dem einfachen Anredetitel „Herr“ zufrieden, und ist „Herr Gott“ doch auch ohne weitem Zusatz das Erhabenste in unseren Ausdrücken.

Das dritte Hinderniß ist die Mode — wir wollen diese Barrikade, die sich den kalobiotischen Genüssen nicht selten hinderlich in den Weg stellt, nicht eingehend behandeln — es betrifft die Damen größtentheils — und wenn wir bei einer Bergbesteigung an die Stöckelschuhe, an die Crinoline, an die Corsets, an den Mangel an Kopfbedeckung u. erinnern, so können wir wohl gleich abschließen und sagen: *sapienti pauca*.

Also auch das Capitel der Sitten, Gebräuche, Complimente und Titulaturen kann vom kalobiotischen Standpunkte aus betrachtet und einigen Reformen unterzogen werden.

Die äußersten Marken aller Kalobiotik und Poesie auf Erden sind wohl die Ansichten über Unsterblichkeit.

Höher kann sie sich nämlich nicht schwingen, als zu solchen Ansichten. Aber selbst bei der Religion, dem Höchsten, was Geistes- und Herzensbedürfniß des Menschen erreichen — selbst schaffend erreichen kann, wird auf Schönheit Bedacht genommen, d. h. auf seine höhere Sinnlichkeit. Darum sagt z. B. Lessing: Nur die nicht verstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt. Dies trifft bei allen Religionen ein. Von der christlichen bis zur indischen, von der mosaischen bis zum Islam, vom Brahma, dem Schöpfer, über Wisnu, den Erhalter, bis zu Siva, dem Zerstörer, von der Trimurti, der Dreieinigkeith der spätern Indier, hat Alles auf das sittliche Leben Bezug, und durch alle uns bekannten Religionen schlingt sich die Liebe und das Schöne wie ein goldener Faden. — Krummacher sagt: Es gibt auch nur eine Religion, die allen anderen zu Grunde liegt, und diese entspringt aus dem Bedürfnisse des Herzens nach Andacht und höherer Liebe, und Jean Paul behauptet mit Recht: die Religion ist die goldene Kette, welche den Erdball am Throne des Ewigen festhält. † Durch Personification göttlicher Eigenschaften und moralischer Begriffe, durch Vergötterung von weisen, edlen oder tapfern Menschen, durch Verkörperung von Elementar-Kräften sind schon im Alterthume die Volksgottheiten, Halbgötter und in der neueren Zeit die Seligen und Heiligen entstanden. — Die Glaubensfreiheit erhöht nur den kalobotischen Werth jeder Religion, weil sie dem Hauptmotor, dem Glauben, der endlich aus dem Herzen kommt, da der Verstand zu wissen verlangt, wo das Herz glaubt, vollkommen poetische Lizenz und freie Wahl zugestehet.

Der Gegensatz der Glaubensfreiheit, die Intoleranz, zeigt uns, wie ein Schatten, der das Licht nur glänzender und greller macht, die Zeit der spanischen Inquisition. Die Mysterien jener fürchterlichen Epoche, in der die Kalobiotik mit Füßen getreten wurde, die schaudererregenden Leistungen der Groß-Inquisitoren; die unzähligen, grausamen, unschuldigen Opfer der Machtsprüche eines Torquemada, eines Diego Deza, eines Jimenes, eines Pedro Arbuez sind die abschreckendsten Beispiele fanatischer Verirrungen. Nach Element's Berechnungen wurden zur Zeit der spanischen Inquisition (1481--1760) nicht weniger als 31.912 Menschen lebendig, 18.000 in effigie verbrannt und 291.000 mit strengen Bußen belegt, jener Opfer nicht zu gedenken, die sich jeglicher Controle entzogen. Diese authentischen Daten zeigen den gänzlichen Mangel an richtiger kalobiotischer Auffassung der Religion, deren Basis Gott und die Liebe, somit die reinste Poesie waren und sein müssen. Aber die ewige Kraft wirkt, ohne Rücksicht auf den Blödsinn und die Verblendung der Menschen, nach ewigen Gesetzen, deren Zusammengehörigkeit kein Denker bezweifeln wird. Die Neuzeit kennt keine absolutistischen Götter, aber sie beugt sich in tiefer Demuth vor dem ewigen Gesetze, verehrt und bewundert, wo man früher gedankenlos anbetete, — in dieser Anerkennung der ewigen Gesetze, in dieser Ahnung riesiger Größe, überirdischer Macht, väterlicher Sorgfalt und reinsten Liebe — in dieser Anerkennung allein liegt die höchste Religion, die höchste Sittlichkeit und die wahre kalobiotische Auffassung derselben. —

Wie sehr Religion überhaupt ein kalobiotisches Bedürfnis unseres Herzens ist, lehren uns am deutlichsten die Missionäre, die als Pioniere des Christenthums die Lehre der wahren Liebe unter den Wilden der entlegendsten Regionen unserer Erde verbreiten.“ Ihnen, diesen

opferwilligen, verehrungswürdigen Männern, ist die Gelegenheit geboten sich zu überzeugen, daß die Religion ein Herzensbedürfniß jeder Race ist. Einer dieser Herren, ein Engländer John Milln, den ich vor Jahren persönlich kennen lernte und der damals aus den Südsee-Inseln heimgekehrt war, wo er durch sieben Jahre in Honolulu und unter den Maoris Neuseelands das Evangelium gepredigt hatte, bestätigte die Behauptung, daß es kein Volk der Erde ohne Religion gäbe, ja daß bei manchen ganz wilden Völkern die Mythen und religiösen Sagen oft von bewunderungswürdiger Poesie und Logik Zeugniß geben. So geschah es ihm, daß der Häuptling eines solchen Stammes, dem er die Schöpfungsgeschichte, die Strafe der Sündfluth und endlich die göttliche Verzeihung und als deren Symbol den Regenbogen geschildert hatte — ihm erwiderte: Auch in unserer Religion erzählt man sich ganz ähnliches — auch unser Gott hat die bösen Menschen gestraft, auch er hat ihnen, weil er unendlich gütig ist, verziehen, aber statt des Regenbogens nach der Sündfluth erschien er selbst, der große Geist. Seine Augen leuchteten wie zwei Sonnen, sein langer weißer Bart glänzte wie Silber, sein Haupt, mit Wolken statt der Haare umschattet, reichte bis hoch in den Himmel; — einer seiner Füße ruhte auf dem Gebirge Amerika's, der andere auf jenem Asien's — er sprach zu den Menschen und verkündete ihnen seine Verzeihung. Als er verschwunden war, eilte Alles auf jene Berge, um die Fußtapfen des „großen Geistes“ zu küssen, und da fanden sie auf dem einen Continente, dem Hymalaya, die Kartoffel, auf dem anderen, den Cordilleren, den Tabak. — Siehst Du, meinte der Häuptling, unser Gott war noch gütiger, denn er gab uns, als er sich mit uns versöhnte, auch zu Essen und zu Rauchen.

Wie spielt da die kalobiotische Auffassung in der Mythe eines wilden Volkes, wie richtig dargestellt ist hier die Güte des „großen Geistes,“ — wie praktisch der Gedanke, daß man von der bloßen Verzeihung und vom Regenbogen nicht leben könne.

Wie reizend und wie erhebend ist nicht des Altmeisters Göthe kalobiotische Auffassung der Religiosität im „Faust,“ wo Gretchen den Verdacht schöpft, daß ihr Heinrich nicht genügend stark im Glauben sei.

Daher bleibt dem Kalobioten der Satz heilig: Leben und leben lassen — und die Toleranz in der Religion wird der Proberstein einer wahren Civilisation und des Weltbürgerthums, — und David Strauß hat recht, wenn er behauptet: Die mythenbildende Substanz ist die Glaubensfähigkeit der Menschen.

Kein Cultus dürfte aber auch so wie der christliche befruchtend auf die schönen Künste eingewirkt haben; ihm verdanken wir in der Musik die unsterblichen Oratorien eines Haydn, Cimarosa, Händl, Palestrina, Pergolese, Zingarelli, Bach, Rossini, Mozart, Beethoven, Schubert; in der Poesie: Dante's „Divina commedia,“ die Meisterwerke Ariosto's, Tasso's, Klopstock's, Miltons, Youngs, Pope's, Bacon's, John Locke's, Montesquieu's, Giordano Bruno's, Hospitals, Abbé Fleury's, Fenelons, La Martine's; in der Malerei die ewig bewunderten Kunstwerke eines Tizian, Michel Angelo, Rafael, Correggio, Rubens, Van Dyck, Morillo u. s. w.

An bildlichen Darstellungen der größten Opferwilligkeit, der Märtyrer und der Madonnen, jener Apotheose der einzigen wahren Liebe — Mutterliebe — hat die Kunst unerschöpfliche Themas, an denen sich ihre Jünger mit der Leier des Poeten, mit dem Pinsel, mit dem Meißel und mit allen musikalischen Instrumenten seit Jahrhunderten versuchen und noch durch Jahrhunderte Stoff für jede Inspiration finden werden.

Diese unerschöpflichen religiösen Themas sind der beste Beweis für die kalobiotische Auffassung der Religion im allgemeinen, besonders aber der christlichen Religion.

Daß aber in der Kalobiotik das Alter nicht unberücksichtigt bleiben darf, versteht sich wohl von selbst. Die schöne Auffassung des Lebens kann allerdings in der frühesten Jugend beginnen, ändert sich aber je nach den verschiedenen Altersstufen. — Dieses wichtige Kapitel, sowie die Kalobiotik nach Klima, Jahreszeit und nach der Nationalität — behalten wir uns für einen nächsten Aufsatz vor.

Als Schluß über die Hauptbestandtheile und Argumente der auffassenden Kalobiotik dürfen wir nebst dem Ernsten und Erhebenden das Heitere und Komische nicht vergessen. Zur Vollständigkeit des großen harmonischen Tongemäldes, welches wir als Kalobioten aus unserem Leben gestalten sollen, dürfen die heitern, ja komischen Streiflichter nicht fehlen. Wer hat diese erwärmende und doch auch erfrischende, diese wohlthuende, erquickende Wirkung auf unser ganzes Wesen nicht schon an sich selbst erprobt? Wie eine Oase im Wüstenbrande, wie ein Ruheplatz auf einer mühevollen Wanderung, wie ein frischer Quell in drückender Hitze, wirkt der heitere Gedanke, der komische Einfall, eine launige Bemerkung, ein bon-mot, ein Wortspiel, ein Witz auf unser Gemüth.

Am rechten Platze angebracht, zur rechten Zeit gesprochen, hat der heitere Gedanke noch nie seine Wirkung verfehlt, denn er ist das Körnchen Salz, daß der Kalobiot wie der gute Koch nicht verachten, nicht übersehen darf. Das Komische und Heitere gehört zum vollständigen Lebensgenusse und beruht auf dem Grundbedürfnisse des Menschen, zeitweise heiter zu sein, zeitweise sein Zwerchfell zu erschüttern und zu lachen. Die alte Sitte der Hofnarren, denen bei der Aufgabe, heiter, lu-

stig, komisch zu sein, die Gelegenheit geboten war, die größten, aber wie es meistens der Fall ist, unangenehmsten Wahrheiten, gewürzt durch Witz, ihren hohen Souverainen wie verzuckerte Pillen einzugeben, war eine sehr heilsame Institution zu einer Zeit, wo das freie wahre Wort noch als Verbrechen galt, und die Weltgeschichte hat eine große Unterlassungssünde auf sich, daß sie jene wirksamen, witzigen Ausfälle auf Invulnerable nicht sorgfältig gesammelt hat. Jene Institution der Hofnarren degenerirte und erlosch, Narren gibt es wohl jetzt auch noch bei Höfen, aber Hofnarren sind sie nicht. Ihre letzte Spur finden wir zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Hanswurst der deutschen Komödie und heutzutage, freilich kaum mehr erkennbar, in den Clowns der Kunstreiter, die sich allerdings manchmal sehr treffende Bemerkungen über die Künstler und Stallmeister erlauben, dafür aber auch Peitschenhiebe erhalten.

Der Witz darf nicht in die Sucht ausarten, alles ins Lächerliche zu ziehen, blos um als Witz zu glänzen, bleibt er aber in den Schranken einer gewissen Geistesstärke, hat er die Leichtigkeit des Gedankens, die Plötzlichkeit des Einfalles, die Frische, die richtige Parallele, ja selbst das lehrreiche Zerrbild, die Carricatur, für sich, und weiß er trotz seines schillernden, blendenden Glanzes, mit dem er fesselt, dennoch bescheiden aufzutreten, ohne weh zu thun: so ist die Heiterkeit, die er hervorbringt, eine höchst erwünschte kalobiotische Wirkung, und die vis comica eine unbesiegbare Kraft.

Jede Aufheiterung unseres Innern erhält frisch, steigert die Empfänglichkeit für schöne Auffassung von der lichten Seite des Lebens und liegt somit im Interesse der Kalobiotik. Dies gilt sowohl vom eigentlich Komischen, als vom sogenannten Humor, der im Grunde nur schillernde Mischung von Scherz und Ernst ist, oder wenn man uns das Bild erlaubt, geistige Kohlen-

ESTAVRANO

säure in das Leben gegossen, um es mouffirend, perlend, schäumend und auf der Zunge prickelnd zu machen.

Darum bleibt es unbestritten, daß man alles sagen kann. Und der Stoff entscheidet wenig. Auf das „wie“ kommt alles an. Dieser modus in rebus darf aber besonders beim Humoristischen nicht außer Acht gelassen werden, eben weil Humor und Witz schneidige, scharfe, ja meistens zweiseidige Instrumente sind, muß man sie meisterhaft zu behandeln wissen, um Andere und um sich selbst nicht zu verletzen.

Nicht selten ist es im Leben schon vorgekommen, daß ein guter Einfall Menschen das Leben gerettet hat, wir erinnern an das bekannte: Anch'io son pittore Salvator Rosa's unter den Räubern, und an den Abbé Fleury, der während der französischen Revolution von den Dames de la Halle in Paris mit dem Geschreie begrüßt wurde: à la lanterne — l'amie des Aristocrates! und hierauf ruhig antwortete: Si vous croyez d'illuminer Paris d'avantage et de voir plus clair — eh bien mettez-moi à la lanterne. Ein allgemeines Gelächter war die Folge des guten Einfalls — und der Abbé war frei.

{ Ein Mittel bleibt darum, das uns noch nie betrogen,
Das freilich selten nur uns neue Gunst verleiht,
Das, wenn's zu lügen scheint, doch Wahrheit nur gelogen,
Das Mittel ist: ein guter Witz zur rechten Zeit.

Wangl: Wilcox Dunallrites!

RESTAVRIRANO

10.9.2013